

Nr. 139 Bromberg, den 21. Juni 1933.

Graf Lewenborg und die Vagantin.

Roman von Hans Possendorf.

Auf Schloß Hellstedt.

In dem prunkvollen Speisesaal seines Schlosses, das inmitten eines herrlichen Parkes etwas abseits von der großen Landstraße am Ufer der Weser lag, saß der Reichsfreiherr Heinz von Hellstedt bei der Abendmahlzeit. Am Tage vorher hatte er eines seiner berühmten Gelage abgehalten, hatte infolgedessen den Tag über an Kopfweh gelitten und war verstimmt. So kam es auch, daß er sich für diesen Abend — ein seltener Fall — niemand zu Gaste geladen hatte, sondern mit seinen beiden Freundinnen allein speiste.

Zu seiner Rechten saß Adrienne, eine zierliche Blondine aus der Normandie, zu seiner Linken Ines, eine glutäugige Sevillanerin. Die beiden Damen, die auch von den Genüssen des Abends zuvor etwas mitgenommen waren, hatten bis in den späten Nachmittag hinein geschlafen und deshalb nicht Zeit gefunden, so sorgfältig wie sonst Toilette zu machen.

Der Reichsfreiherr stocherte mißmutig in den Leckerbissen herum, die von den Lakaien aufgetragen wurden. Für die spärliche Unterhaltung, die er mit seinen beiden Freundinnen führte, bediente er sich heute seiner deutschen Muttersprache, — ein Zeichen, daß er sich gehen ließ; denn wie den meisten kleinen Fürsten und Adligen des damaligen Deutschland galt ihm Deutsch als die Sprache des Pöbels und Französisch als die Sprache des feinen Mannes. Auch war an seiner kleinen Hofhaltung alles nach französischem Muster eingerichtet. —

„Du wirst fett, meine Taube", sagte der Freiherr jetzt, als ihm die schöne Ines, wie einem Kranken, ein Glas Rotwein an die Lippen führte und ihn dabei leicht mit ihrem Oberkörper streifte.

„Das liebtet Ihr bisher besonders an mir", meinte Ines und warf dabei schmollend die vollen Lippen auf, wie ein beleidigtes Kind.

„Aber nicht, wenn ich Magenbeschwerden habe", gab Heinz von Hellstedt zurück.

Die schlanke Adrienne kicherte boshaft in sich hinein.

„Du hast gar keinen Grund, so töricht zu lachen!" wandte sich der Freiherr gereizt an die Französin. „Dein Teint ist heute nicht gerade blendend."

Adrienne sprang wütend auf. „Bonne nuit, mon cher! Ich nicht liebe zu souper mit einer deutsche Bauer!"

„Impertinent! Du bleibst so lange hier, bis ich die Tafel aufhebe!"

Hellstedt packte sie beim Handgelenk.

Die Französin schrie leise auf und versuchte sich loszureißen, so daß ein kleiner Zweikampf entstand. Da trat der Haushofmeister ein; und um dem Beamten kein würdeloses Schauspiel zu geben, ließ sich Adrienne mit bitterbösem Gesicht wieder auf ihren Sessel sinken.

„Was wollt Ihr?" fragte der Freiherr ungeduldig.

„Monsieur Henri Lotterhos ist soeben in seinem Reisewagen eingetroffen und bittet Eure Reichsfreiherrliche Gnaden, seine Aufwartung machen zu dürfen, sobald er den Reisestaub . . ."

Hellstedt winkte seinem Beamten, zu schweigen. „Er soll keinen langen Firlefanz machen und gleich hereinkommen!" Mit diesen Worten warf er Messer und Gabel hin und erhob sich angeregt, denn er erwartete den Kaufmann schon seit acht Tagen und war sehr neugierig, wie es mit den Geschäften stehe, an denen er sich mit einer größeren Summe beteiligt hatte.

„Ein Glück, daß wir heute keine Gäste haben!" wandte er sich, jetzt wieder freundlich, an Ines, als der Haushofmeister den Saal verlassen hatte. „Dieser Heringskrämer paßt nicht in eine anständige Gesellschaft."

„Oh, ik finde, daß er ist mehr aimable und 'öflik, als manche adlik Deutscher", erwiderte Adrienne spitz. „Monsieur Lotter'os kommt niemals, ohne bringen ein schöner cadeau."

„So ist es!" bestätigte Ines.

Und so war es auch diesmal: Herr Lotterhos hatte nicht versäumt, den beiden Maitressen seines Gönners und Geschäftsfreundes etwas aus Amsterdam mitzubringen.

Nach der ersten kurzen Begrüßung überreichte er mit komisch-galanten Verbeugungen jeder der Damen einen schönen Ring. Sie waren beide von gleicher Form und gleichem Wert; nur mit dem Unterschied, daß sich bei dem Ring für die dunkle Ines die kleinen Diamanten um einen Rubin, bei dem Ring für die blonde Adrienne um einen Türkis gruppierten.

„Eh bien, Lotterhöschen!" rief der Freiherr endlich mit leisem Spott. „Nun setzt Euch endlich einmal auf Euren gutbürgerlichen podicem und berichtet, was Ihr in Holland ausgerichtet habt. Nach den noblen Geschenken, die Ihr wahrscheinlich von meinem Gewinnanteil bezahlt habt, muß es ja gut stehen."

„Gestattet mir zuvor, Eurer Reichsfreiherrlichen Gnaden eine ebenso untertänige wie eilige Bitte vorzutragen", antwortete Lotterhos, ohne auf die boshafte Bemerkung einzugehen. „Ich habe im Reisewagen eine Kranke, — ein junges Mädchen, das ich vor drei Tagen unter Einsatz meines Lebens vom Tode errettet habe. Die Ärmste hat die Reise im Fieber und meist in völliger Bewußtlosigkeit zurückgelegt. Ich fürchte, daß sie nicht am Leben bleiben wird, wenn sie nicht sogleich in ordentliche Pflege kommt. Würdet Ihr erlauben, daß . . ."

„Ei, ei, Lotterhöschen!" unterbrach ihn Hellstedt, nun in bester Laune. „Seid Ihr also unter die Helden gegangen? Allons, holen wir sie!" Und während er zur Tür voran hinaus in die Vorhalle eilte, rief er Herrn Lotterhos zu: „Die muß ich mir doch betrachten, die durch ihre Schönheit Euch so hingerissen, daß Ihr zum Haudegen wurdet!"

Er war neugierig weitergeeilt, — über die Terrasse, die Stufen hinab auf den Vorplatz, wo des Kaufmanns Reisewagen hielt.

Zwei von den freiherrlichen Lakaien standen mit Fackeln am Wagenschlag und tuschelten mit den Dienern des Herrn Lotterhos.

„Hebt sie vorsichtig heraus und tragt sie in den ersten Stock in das blaue Zimmer!“ befahl Hellstedt eifrig.

Es war nicht leicht, die Regungslose durch die enge Wagentüre hinauszuheben.

„Ihr Tölpel!“ schrie der Freiherr jetzt die Diener an. „Ihr verrenkt ihr ja die Glieder!“ Und zu seinen Lakaien gewandt: „Holt das kleine Ruhebett aus dem Vorzimmer und legt sie darauf!“ Und in seinem Eifer lief er selbst mit den Lakaien ins Haus und kehrte gleich darauf mit ihnen zurück.

Nun bettete man Barbara auf das weiche Lager, und die Diener schickten sich an, sie so die Stufen hinaufzutragen.

Da hörte Hellstedt, daß ein leises Stöhnen aus der Brust der Kranken drang. „Her mit den Fackeln!“ befahl er. Dann trat er dicht an Barbara heran und beugte sich über sie.

In diesem Augenblicke hob sie die Lider und ihre verstörten Blicke trafen das Gesicht des Freiherrn.

Sie war noch mit der grauen Gefängniskutte bekleidet. Ihre kupferfarbenen Locken lagen wirr auf Hals und Schultern. Ihre großen, schwarzen Augen glänzten im Fieber. Und das flackernde Licht der Fackeln tat noch ein Übriges, ihrer Schönheit etwas Unwirkliches und Zauberhaftes zu geben.

Sie versuchte den Kopf zu wenden und fragte mit matter Stimme: „Wo ist . . . Amazeroth?“

„Keine Sorge! Er ist hier“, beruhigte sie Lotterhos und zeigte an das Fußende des Ruhebettes, um das der Kater umherstrich. Und zum Reichsfreiherrn gewandt, fuhr der Kaufmann fort: „Dieses Teufelsbiest weicht nicht von ihrer Seite; und wenn man es verscheuchen will, macht es sich bereit, einem die Augen auszukratzen. Man muß es schon mit in Kauf nehmen“.

Doch Heinz von Hellstedt hörte gar nicht hin. Er stand wie angewurzelt, starrte auf Barbara und brachte kein Wort über die Lippen.

Da fühlte er sich an beiden Händen gefaßt und zurückgezogen. Neugierig waren auch Adrienne und Ines herausgekommen. Triebmäßig witterten sie in diesem Mädchen sofort eine Gefahr für sich, als sie des Freiherrn Ergriffenheit sahen.

„Venez donc! — Was Ihr kümmert um diese sale fille?“ mahnte Adrienne mit fliegendem Atem. — Und auch Ines wollte den Mund zu einer ähnlichen Mahnung öffnen.

Da stieß Heinz von Hellstedt seine beiden Freundinnen rauh zurück, ergriff selbst das Ruhebett am Kopfende und half die Kranke hinauftragen, während der Kater wie selbstverständlich dem Transport folgte.

*

Als der schleunigst herbeigerufene Arzt die nötigen Anordnungen getroffen und das Schloß wieder verlassen hatte, forderte der Freiherr, der außer den nötigen Fragen an den Arzt kaum mehr ein Wort gesprochen hatte, Herrn Heinrich Lotterhos auf, ihm in sein sogenanntes Arbeitskabinett zu folgen.

Er schloß dann sorgfältig die Tür, trat auf Herrn Lotterhos zu und sagte ohne weitere Einleitung fast barsch:

„Das Mädchen muß hier bei mir bleiben! Sucht Euch eine andere, versteht Ihr?“

Schon wollte Lotterhos erklären, daß der Reichsfreiherr ganz im Irrtum sei. Aber da kam ihm ein guter Einfall: Er konnte Barbara ja noch viel besser für seine Interessen verwerten als dadurch, daß er sie dem Grafen Lewenborg zuführte. Mochte Herr von Hellstedt ruhig glauben, er, Heinrich Lotterhos, habe sich in dieses Mädchen verliebt! Das machte die Aussichten auf das geplante Geschäft nur günstiger.

„Wo denken Eure Reichsfreiherrliche Gnaden hin! Eher trenne ich mich von meinem Leben, als von diesem schönen Kinde!“ rief er mit komischem Pathos.

„Macht keine Redensarten! Was fordert Ihr?“

„Für keinen Preis ist sie mir feil!“

„So halte ich auch Euch selbst mit Gewalt zurück, — was auch daraus folge!“

„Euer Gnaden scherzen.“

„Keineswegs!“

„So bin ich also in Eurer Gewalt“, sprach Lotterhos in gut gespielter finsterer Verzweiflung und freute sich innerlich so sehr, daß er sich abwenden mußte, um sich nicht zu verraten.

Endlich aber drehte er sich wieder dem Freiherrn zu und sagte wie gebrochen: „Was also bietet Ihr mir für solch' übermenschlich Opfer?“

Heinz von Hellstedt nannte eine große Summe.

Aber Lotterhos schüttelte den Kopf. „Es kann nur eine Leistung Eurerseits in Frage kommen. Weigert Ihr mir die, so willige ich nicht ein, Euch das Mädchen zu lassen, — was auch geschehe. Haltet mich dann meinetwegen mit Gewalt fest! Die Folgen werdet Ihr zu tragen haben. Noch gibt es ja ein Recht in Deutschland!“

„So nennt also endlich Eure Bedingungen!“

„Daß Ihr durch Eure guten Beziehungen zum Wiener Hofe dafür sorgt, daß ich das Adelspatent, — mindestens das Freiherrnpatent — bekomme.“

„Abgemacht!“ — Ohne zu zögern hatte Heinz von Hellstedt dem Kaufmann seine Rechte gereicht.

„Wir müssen es aber auch schriftlich aufsetzen“, fuhr Lotterhos fort.

Der Freiherr sah ihn verblüfft an. Dann holte er aus und brüllte: „Kerl, soll ich dich aufs Maul schlagen, damit du lernst, dem Ehrenworte eines Edelmannes zu glauben!“

Lotterhos knickte zusammen und entschuldigte sich umständlich. Schließlich fragte er ängstlich: „Wie lange aber kann's dauern, bis . . .“

„Das weiß ich nicht!“ schnitt ihm Hellstedt barsch das Wort ab. „Ob Ihr Euch ein wenig früher oder später „von Lotterhos“ schreibt; wird wohl gleichgültig sein. — Ich denke aber, daß es in ein bis zwei Monaten erledigt sein wird. Sie arbeiten in Wien nicht gar so schnell.“

„Und noch eine Bedingung stelle ich“, hub Lotterhos von neuem an. „Und sie liegt in Eurem eigenen Interesse. Ihr dürft dem Mädchen nie sagen, wer ich bin und daß ich in Erfurt wohne. Und sollte sie einmal nach einem Grafen Lewenborg fragen, so sagt, daß Ihr ihn nicht kennt, — nichts von ihm wißt.“

„Das kann ich mit bestem Gewissen sagen“, stimmte der Freiherr zu. „Was ist's mit diesem Grafen?“

„Ich weiß es selbst nicht. Aber sie nannte öfters im Fieber diesen Namen. Am Ende ein schöner, junger Kavalier, den sie liebt.“

„Genug davon!“ Eine ärgerliche Falte grub sich in die Stirn des Freiherrn. „Und wie lange gedenkt Ihr zu bleiben, Freund Lotterhos? — Es wäre mir angenehm, Ihr würdet es kurz machen. — Und das Mädchen werdet Ihr nicht mehr zu sehen bekommen.“

„Alles, wie Ihr wünscht. Unsere Geschäfte können noch heute abend abgewickelt werden.“

„Dann reist Ihr am besten morgen früh weiter.“

„Wie Eure Reichsfreiherrliche Gnaden befehlen!“ Und Herr Lotterhos in seinem Glück quittierte den Rausschmiß mit einer tiefen Verbeugung. (Fortsetzung folgt.)

Verzögerter Sonnenbrand.

Photochemie in der Haut. — Sonnenbrand durch Impfung. — Lichtempfindlichkeit und Schilddrüse.

Von Walter Röhr.

Trotz aller Warnungen ziehen sich alljährlich immer wieder Tausende luft- und lichthungriger Menschen schmerzhafte Verbrennungen durch die Sonnenstrahlen zu. Das ist durchaus nicht jedesmal die Folge unvernünftiger Übertreibung. Auch der beste Wille, Maß zu halten, bewahrt bisweilen nicht vor Schaden. Der Grund dafür ist in der Tatsache zu suchen, daß sich ein Übermaß an Bestrahlung niemals sofort zu erkennen gibt. Die schädliche Wirkung tritt vielmehr erst geraume Zeit nach der Aufnahme der sie hervorrufenden Lichtmenge ein. Die dabei sich abspielenden Vorgänge werden nämlich nicht vom Licht unmittelbar hervorgerufen, sondern durch Reizstoffe, die sich unter dem Einfluß des ultravioletten Bestandteiles der Sonnenstrahlung bilden.

Es handelt sich hier um einen photochemischen Prozeß, der, ähnlich wie bei der photographischen Platte, in mehreren Stufen verläuft. Allerdings besteht ein Unter-

schied darin, daß die Lichtwirkung bei der Ausfällung des Silbers aus seinen Halogenverbindungen in der Schicht der photographischen Platten und Papiere lediglich vorbereitender Art ist, während sie in der Haut neue chemische Verbindungen herstellt, die dann weitere Umsetzungen anregen, sei es, daß diese zur Bildung des roten Erythems und des braunen Hautpigments führen, sei es, daß sie die Zellzerstörungen mit all den schmerzhaften Folgen wie Brandblasen usw. verursachen.

Die photochemische Seite des Sonnenbrandes ist es, welche die Aufklärung der dabei sich vollziehenden Umsetzungen ermöglicht. Das Ausgangsmaterial der unter der Lichtwirkung sich bildenden Reizstoffe muß ja dem Einfluß jener Strahlen unterliegen, denen hauptsächlich die der Beobachtung leicht zugänglichen Sekundärerscheinungen, also Rötung und Bräunung der Haut, zuzuschreiben sind. Denn es sind immer nur gewisse Bündel aus dem ganzen Spektrum des — hier ultravioletten — Strahlenanteils, die bestimmte photochemische Wirkungen ausüben. Chemische Umsetzungen werden durch Strahlen nur dann hervorgerufen, wenn die bestrahlten Moleküle in der Lage sind, die betreffenden Strahlen zu verschlucken.

Es hat sich nun herausgestellt, daß die in der Haut vorkommenden Eiweißkörper Tyrosin und Histidin solche Strahlen aufsaugen, die nach Untersuchungen verschiedener Forscher, u. a. von Haußer und Vahle, den Sonnenbrand in erster Linie hervorrufen. Hieraus läßt sich, wie Dr. Frankenburger in „Forschungen und Fortschritte“ mitteilt, der Schluß ziehen, daß diese Hautbestandteile, wenn vielleicht auch nicht allein, so doch in wesentlichem Umfang als Ausgangsmaterial an der Bildung der Reizstoffe beteiligt sind. Unterstützt wird diese Ansicht noch durch die im Laboratorium gemachte Beobachtung, daß beide Stoffe unter Ultraviolettbestrahlung nachweisbare chemische Umsetzungen erfahren. Aus dem Tyrosin bilden sich bei Gegenwart von Sauerstoff braune Verbindungen. Hier spielt sich also ein der Entstehung des natürlichen Pigments ziemlich gleichlaufender Vorgang ab, denn auch dieses geht aus einer Oxydation der sogenannten Dopastoffe in der Epidermis hervor, d. h. aus Verbindungen, die ihrem chemischen Aufbau nach dem Tyrosin nahe stehen. Enge Zusammenhänge zwischen dem Tyrosin und dem braunen Hautpigment lassen sich also kaum bezweifeln. Aus dem anderen genannten Eiweißkörper, dem Histidin, entstehen unter entsprechender Bestrahlung im Laboratorium Stoffe, die, in die Haut eingeimpft, dort die gleiche Rötung und Entzündung hervorrufen, wie sie beim Sonnenbrand in Erscheinung treten.

Die Forschungen auf diesem Gebiete verfolgen neben dem Bestreben, die Kenntnisse über den Sonnenbrand zu erweitern, ein sehr praktisches Ziel. Bekanntlich spielt die Bestrahlung mit künstlichem Sonnenlicht in der Heilkunde eine große Rolle. Bisher gelang es jedoch nicht, ohne weiteres die richtige Bemessung der Strahlenmenge zu finden, da der Anteil der biologisch wirksamen Bündel an der Gesamtstrahlung bei den verschiedenen Lichtquellen nicht der gleiche ist. Man bemüht sich daher, die „Erythem-Wirksamkeit“ der Strahlenerzeuger festzustellen. Nach den Erscheinungen an der Haut des Bestrahlten kann man sich nicht richten, da sie, wie oben dargestellt wurde, mit Verzögerung eintreten. Man bedient sich daher neuerdings einer Testflüssigkeit, die auf dieselben Strahlenbündel anspricht wie die Haut. Bei Bestrahlung erfährt diese Flüssigkeit eine stärkere oder geringere Rotfärbung, je nach dem Gehalt des zur Anwendung kommenden Lichtes an Erythem erzeugendem Ultraviolett.

Diese Forschungen klären jedoch nur eine Seite der Frage. Eine große Rolle spielt auch die Empfindlichkeit der bestrahlten Personen. Diese ist nicht nur bei den einzelnen Menschen verschieden, sondern ändert sich auch nach der Jahreszeit und nach dem Alter. Bekannt ist ja, daß im allgemeinen blonde Menschen lichtempfindlicher sind als dunkelhaarige. Das gilt vielleicht weniger von der Pigmentbildung, die ja bei den Dunkelhaarigen meist viel ausgeprägter auftritt als bei den Blonden, sondern mehr von der Empfänglichkeit für die schädlichen Folgen, also die regelrechte Hautverbrennung. Auch hierüber haben wissenschaftliche Erhebungen stattgefunden mit dem Ergebnis, daß Blonde im Mittel um 40 Prozent, Hellblonde sogar um 70 Prozent lichtempfindlicher sind als Menschen mit dunklem Haar.

Bei der Berücksichtigung des Alters findet man bei Kindern und Jugendlichen bis zum 20. Jahre eine geringere Lichtempfindlichkeit als bei Erwachsenen bis zum 50. Jahre. Nach diesem sinkt sie wiederum ab. Die Abnahme erreicht sogar Werte bis zu 65 Prozent. Dr. Ellinger, der derartige Untersuchungen angestellt hat, stellte ferner fest, daß im März und April die Lichtempfindlichkeit ansteigt, was ja auch einer allgemein gemachten Beobachtung entspricht. Diese Erscheinung wird auf die Wirkung der Schilddrüse zurückgeführt, die einen wesentlichen Einfluß auf die Lichtempfindlichkeit zu besitzen scheint. Im übrigen spielt der Gesundheitszustand überhaupt eine große Rolle. Sie geht so weit, daß Dr. Ellinger die Hoffnung auszusprechen vermag, in der Lichtempfindlichkeit ein Hilfsmittel für die ärztliche Diagnose zu gewinnen.

Die Tauben.

Humoreske von Rudolf Presber.

Das war in der Zeit, da die Eltern noch eine gewisse Autorität über ihre Kinder hatten. Da die Söhne gutbürgerlicher Familien studierten oder des Vaters Geschäft übernahmen oder bei einem tüchtigen Onkel in einer Branche sich betätigten, die ihnen zuwider war. Und da die Töchter in Lausanne oder auf der Insel Wight ein Jahr in „Pension“ und dann zu den besseren Bällen der Stadt, natürlich in Begleitung, geschickt wurden, sich standesgemäß zu verloben.

In dieser Zeit, in der unsere alte Generation gerade ihre Jugendeseleien verübte — in dieser Zeit war es, daß der Großkaufmann Ferdinand Wulko von Auguste, seiner Gattin, die durch ein langstieliges Lorgnon außerordentlich scharf sah, darauf aufmerksam gemacht wurde, die Ida interessiere sich für den jungen Aribert Müller. Ida, das einzige Töchterchen der Wulkos, lieb erblüht, hatte sich in Vevey letzten Schliff und Sicherheit in französischer Konversation geholt, eine Haushaltungsschule für höhere Töchter besucht und mit neunzehn Jahren noch die Masern durchgemacht. Davon war sie gerade genesen, als der Aribert Müller mit der Empfehlung seines Vaters, eines in Posen lebenden Jugendfreundes Vater Wulkos, Besuch und Eindruck auf ihr Herz machte.

Das war eigentlich verwunderlich. Denn Aribert Müller besaß, genau gesehen, nichts Originelles außer seinem Vornamen. Er hatte blonde Haare, Sommersprossen — aber auch nicht genug, um seinem Gesicht etwas Charakteristisches zu geben — und war in einem Tuchgeschäft Kommis, um später in Posen in des Vaters Herren-Konfektionsgeschäft der Juniorchef zu werden. Er roch immer nach Birkenwasser, das er gegen die Kopfschuppen gebrauchte, sang mit einem etwas belegten Tenor italienische Volkslieder — er hatte in Mailand ein Lehrlingsjahr verbracht — und wienerte beim Sprechen ein bißchen, weil seine Mutter aus Znaim stammte.

Die Liebe geht manchmal seltsame Wege. Aribert Müller hatte keinen Titel, gar nichts Heroisches in der Figur, nichts Verworfenes im Wesen, das die Frauen leider immer anzieht. Semmelblondheit, die weiche Wiener Konversation, die Sommersprossen, der Birkenduft und die italienischen Volkslieder — das alles zusammen muß gerade für ein zart besaitetes Mädchen wie Ida das Gewinnende gewesen sein.

Ja, und dann noch eins! Aribert Müller war tierliebend. Mehr als das — er war ein Fanatiker der Tierliebe. Allerdings, da ihm für ein Pferd das Geld, für Hunde der Platz, für Katzen die Erlaubnis seiner Zimmervermieterin, für weiße Mäuse ein besonderer Wohnraum, in dem sie stinken konnten, fehlte, so beschränkte sich diese Tierliebe auf Erzählungen von Erinnerungen an seine Knabenzeit in Posen, da er Kaninchen und Meerschweinchen ohne Mühe gezüchtet, einem Raben das Wort: „Abrakadabra“ beibrachte und niemals ohne zwei schrecklich krummbeinige Dackel zu Bett gegangen war.

Außerdem schenkte er gern Lebendes. So besaß Ida von ihm zwei Goldfische und einen japanischen Schleierschwanz, eine Landschildkröte, die meist im Wohnzimmer

Eine Vereinigung der Deutschen wäre sehr leicht, aber doch nur durch ein Wunder zu bewirken, wenn es nämlich Gott gefiele, in einer Nacht den sämtlichen Gliedern deutscher Nation die Gabe zu verleihen, daß sie sich am andern Morgen einander nach Verdienst schätzen könnten.

Goethe.

---

unter dem Sofa saß, einen Wellensittich, der ewig die grünen Federchen putzte, und ein zahmes Eichhörnchen, das meist oben auf der Vorhangstange hockte und mit seinem Gekletter die Familie verrückt machte.

Solche Sachen — wollte sagen solches Getier — brachte Aribert Müller der Dame seines Herzens mit, wo andere je nach dem Geldbeutel Veilchen oder Orchideen, Fruchtbonbons oder Baumkuchen spendeten. Und diese ungewöhnlichen Geschenke waren es vielleicht, die den Vater Wulko gegen den jungen Mann einnahmen. Denn Vater Wulko fand die dummglotzenden Goldfische langweilig, der sich ewig putzende Wellensittich machte ihn nervös. An der Schildkröte verdroß ihn, daß er nie wußte, wo sie war; das Eichhörnchen aber warf ihm, wenn er ein Nickerchen machen wollte, scharfkantige Nußschalen von oben auf den Kopf.

Als ihm aber Auguste sagte, daß sie durch ihr Lorgnon die keimende und wachsende Zuneigung der beiden jungen Leute erspäht hatte, da wurde Wulko sehr ärgerlich. Er wollte mit seinem einzigen Mädel höher hinaus. Dieser „Buxkin-Fritze“, dieser „Cheviot-Ritter“, wie er ihn immer nannte, war durchaus nicht ein Schwiegersohn nach seinem Sinn. Er hatte an einen Landrat gedacht, an einen Reichswehroffizier oder an einen Gutsbesitzer . . . In welchem letzteren Fall er sich vielleicht auch mit dem vielen Viehzeug ausgesöhnt hätte. Aber ein sommersprossiger Jüngling, kaum älter als Ida, der nach Birkenwasser roch und ausgerechnet in Posen — vielleicht einmal fertige Herrenkleider verkaufte . . . Nein, durchaus: Nein!

Und da Wulko nun einmal „Nein“ sagte und die Sache gleich erledigt sehen wollte, so schrieb er an seinen Jugendfreund in Posen, erklärte ihm deutlich, sein Sohn sei ein netter Junge, aber aus einer Ehe mit seiner Tochter könne nichts werden. Übrigens nehme er an, der an sich gutartige junge Mann habe jetzt wohl „ausgelernt“ und sei für Posen reif.

Merkwürdigerweise nahm der Jugendfreund diesen Brief mit großer Freundlichkeit auf. Dankte dafür und rief, da er gerade wieder seine Gallensteine spürte und eine Ölkur machen wollte, seinen Sohn nach Posen zurück.

Aribert Müller verabschiedete sich sehr korrekt. Versprach, jedes Briefschreiben, vor allem jedes heimliche zu unterlassen. Dankte Herrn und Frau Wulko in gebildeten Sätzen für den zweimal gereichten Kartoffelsalat mit kaltem Aufschnitt, reichte der etwas verweinten Ida die Hand und bat, nur noch durch ein kleines Abschiedsgeschenk, das er aus Posen senden wolle, ihrer Tierliebe, die er kenne, Rechnung tragen zu dürfen.

„Er wird doch keinen Königstiger schicken?“ sagte die Mutter, als er weg war. Der Vater dachte an ein Reitpferd.

Es kam schlichter und weniger sportlich, als man dachte. Etwa drei Wochen nach der Abreise des abgewiesenen Freiers traf aus Posen ein Korb mit Tauben ein. Mit zwölf lebenden Tauben. Wirklich schöne, sichtlich edle Tauben. Blaugrüne Federn am Hals und die Flügel schiefergrau. Ein Brief von Aribert, der die Tierchen begleitete, war denkbar sachlich, handelte nur von den gemischten Sämereien, mit denen die Vögel zu füttern seien, berichtete kurz von seinem Wohlbefinden, gab der Hoffnung Ausdruck, daß sich dasselbe von Ida sagen lasse und schloß mit respektvollen Grüßen für die werten Eltern.

Vater Wulko war etwas mißtrauisch. Dieser Brief erschien ihm gar zu kümmerlich. Er bat die Mutter, gut aufzupassen, ob sich doch nicht vielleicht so etwas wie eine geheime Korrespondenz zwischen Ida und dem Taubenspender abspiele. Aber davon konnten selbst die lorgnonbewaffneten Augen der Mutter nichts entdecken.

Hingegen zeigte sich Ida über die geschenkten Tauben hocherfreut. Dem zärtlichen Vater blieb nichts übrig, als hinten im Hof ein hübsches Taubenhaus oder eigentlich einen überdeckten Käfig mit einem Drahtgitter, einem Baum in der Mitte, einem kleinen Schwimmbassin und viel gutem weißen Sand errichten zu lassen. Das kostete beiläufig zweihundert Mark. Aber die überströmende Dankbarkeit Idas entschädigte den alten Herrn für die etwas große Ausgabe.

Die Tauben benahmen sich wie andere Tauben auch. Der alte Wulko fand sie ziemlich langweilig, und das ewige Rucksen, das neben dem Verdauen ihre hauptsächlichste Tätigkeit war, machte ihn nervös. Ida aber konnte stundenlang bei ihren Tauben sein, fütterte sie, gab ihnen Stroh und allerlei für den Nestbau und wachte über ihr Wohlergehen.

Wunderlich war es, daß immer wieder — und das eigentlich jede Woche einmal — eine Taube ihr davonflog, in Wahrheit als Eilgut verfrachtet. Betrübt meldete sie das an. Aber dann konnte sie nach drei oder vier Tagen berichten, daß sich das liebe Tier wieder eingefunden hatte und im Käfig saß.

Solchen Fluchtversuch mit anschließender Heimkehr hatten wohl schon ein Dutzend unternommen, und immer war Ida besonders froh gelaunt, wenn sie melden konnte, daß „Katharinchen“ oder „Eduard“ wieder da seien.

Eines Mogens — Vater Wulko hatte am Abend zuvor mit einem trinkfesten Geschäftsfreund ein bißchen gebummelt und schlecht geschlafen — geschah es, daß der Vater sich ein wenig im Hofe erging. Durch besonders heftiges Rucksen der Tauben veranlaßt, sah er nach dem Käfig. Und richtig, da hatte sich etwas ereignet, das des Rucksens wert war.

Der seit drei Tagen von Ida betrübt als entfleucht gemeldete „Heinrich“ stolzierte, das Köpfchen werfend, den abgerundeten Schwanz steil gereckt, vor dem Gitter auf und ab, von den Freunden im Käfig auf das lebhafteste begrüßt. „Heinrich“ wollte sichtlich in den Käfig hinein, zu dem kleinen Badeteich in der Mitte.

Wulko begriff das, näherte sich dem Türchen des Käfigs, um es zu öffnen und — gewahrte plötzlich am Bein des dicht an seine Hand sich herandrängenden Vogels eine Metallkapsel, darinnen ein Papierröllchen.

Was war das? Behutsam löste Wulko die Kapsel von des sich still duckenden Vogels zartem Beinchen. Ohne sich weiter um „Heinrich“ zu kümmern, rollte Wulko das Papierchen auf und las in einer winzigen, aber deutlichen Schrift: „Geliebteste Ida! Der gute „Heinrich“ hat mir Deine Grüße und Küsse gebracht, die ich aufs herzlichste erwidere. Nächste Woche berühre ich auf einer Geschäftsreise Deine liebe Vaterstadt. Gib mir doch umgehend durch „Pauline“ — sie ist die sicherste — Nachricht, ob Du . . .“

Zwei Tage später erhielt Müller senior in Posen einen Brief von seinem alten Jugendfreund Wulko, der eigentlich nur Allgemeines meldete, die Politik streifte und sich über das Wetter äußerte.

Zum Schluß aber hieß es: „Deinem lieben Sohn sage bitte, mit meinen schönsten Grüßen, daß es der Schildkröte wohl geht. Ich habe ihr selbst vorhin Salat gebracht; daß der Schleierschwanz noch lebt und daß sein Eichhörnchen gestern erst durch Herabwerfen einer kleinen Porzellanfigur auf dem Kamin seine Lebenskraft bewiesen hat. Die Tauben allerdings, so lieb und wert sie uns waren, haben wir — zu Idas Schmerz, der sich legen wird — opfern müssen. Ich muß nämlich auf ärztlichen Rat bei offenem Fenster schlafen, und da ausgerechnet vor diesem Fenster sich ein Dutzend Tauben im Rucksen übt, ist das leider unmöglich. Wir — meine Frau und ich — benutzen eine zweitägige Abwesenheit Idas bei einer Freundin auf ihrem Landsitz und essen heute und morgen und wahrscheinlich auch übermorgen ein Leibgericht von mir, das nur ein wenig kostspielig für den gewöhnlichen Privathaushalt ist: Taubensuppe. Man nehme — für zwei Personen gedacht — die Brüstchen von zwei älteren Tauben, koche sie mit Suppengrün und Spargelspitzen in anderthalb Liter Wasser gar, hacke sie mit weichgekochtem Reis und Eigelb, blanchiere sie mit Butter und . . . Aber Deine liebe Frau wird das schon wissen!“

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg